

dtv

In Straßburg steht am Bahnhofsausgang plötzlich dieser Mensch neben dem Erzähler (»Suchen Sie auch ein Hotel?«) und weicht ihm nicht mehr von der Seite. Von Stund an wird der Basler Philosoph und Spinoza-Experte von diesem Schwadronneur und angeblichen Musiker belagert, tyrannisiert, unter den Tisch getrunken und an die Wand geredet, so lange, bis es nur noch einen Ausweg gibt ...

Ein wunderbar abgründiger Roman, dessen Komik aus dem Schrecken entspringt und dessen Musikalität die Ereignisse bis zuletzt in der Schwebe hält.

Karl-Heinz Ott wurde 1957 in Ehingen bei Ulm geboren. Er besuchte ein katholisches Internat und studierte Philosophie, Germanistik und Musikwissenschaft. Anschließend arbeitete er als Dramaturg in Freiburg, Basel und Zürich. 1998 erschien sein Romandebüt ›Ins Offene‹, das mit dem Förderpreis des Hölderlin-Preises und dem Thaddäus-Troll-Preis ausgezeichnet wurde. ›Endlich Stille‹ ist Otts zweiter Roman. 2008 folgte ›Ob wir wollen oder nicht‹ und 2011 ›Wintzenried‹.

Karl-Heinz Ott

Endlich Stille

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Karl-Heinz Ott sind
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Ins Offene (13868)
Ob wir wollen oder nicht (13971)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



4. Auflage 2012
2007 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2005 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stefanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von Corbis/Lawrence Manning
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13551-1

Endlich Stille

*E*ndlich Stille. Nur Bussarde über mir. Beim Hinabsteigen das Geräusch von Geröll. Es klang, als möchte es ihm nachfolgen.

Er redete an diesem Abend so viel davon, wie es nicht mehr weitergehen und wie es nicht mehr sein soll, und dieses viele Nicht fiel mir vermutlich mehr als sonst auf, weil ich morgens, vor der Abfahrt, in Amsterdam ein Buch mit dem Titel *Zestien manieren het neen te vermijden – Sechzehn Wege das Nein zu vermeiden* gekauft hatte, obwohl ich kaum Holländisch und das wenige vermutlich noch falsch verstehe. Soweit ich den Klappentext begreife, richtet sich der aus dem Japanischen übersetzte Ratgeber vor allem an Wirtschaftskräfte und Diplomaten, aber auch an alle, die sich höflicher durchs Leben bewegen und ihre Neins aus dem Reden und Denken tilgen wollen. Eine Puppenspielerin, die auf eine Japan-Tournee eingeladen worden war, erzählte mir einmal, ihr Stück mit dem Titel *Nirgendwo ist alles anders* sei dort als *Überall ist alles gleich* angekündigt worden, und als sie sich gegen diesen Widersinn gewehrt und eine genaue Übersetzung eingefordert habe, sei ihr von allen Seiten bestätigt worden, eine solche Verneinung, zumal sie auf verquere Weise eine doppelte sei, könne im Japanischen nur umständlich umschrieben werden und man fahre, wie ein dortiger Theaterleiter vorgeschlagen habe, überhaupt am besten damit, das Stück mit der Überschrift *Überall ist*

Zuckerland anzupreisen. Daran erinnerte ich mich an diesem Abend und ich fragte mich, wie es möglich sein soll, ein Nein zu meinen, ohne es in den Mund zu nehmen und so lange um es herumzuspielen, bis deutlich wird, worauf man hinauswill. Obwohl mir Seminardiskussionen in meiner Lage längst nichts mehr nützen, geht mir seither Spinozas Satz wie nie zuvor im Kopf herum: *omnis determinatio est negatio*, was heißt, daß alles, was wir begehren oder begreifen, sich einer Welt von Ausschließungen und Verwerfungen verdankt, ob es uns gefällt oder nicht, ob einer eher das Ja als das Nein bevorzugt, ob es laut oder leise, entschieden oder heimlich, zielstrebig oder absichtslos geschieht.

An all das dachte ich, während dieser andere über Schubert, über eine in Zürich lebende Prostituierte aus Kamerun, über den Berg Athos und seine Sehnsucht nach einem klösterlichen Leben und über Selbstmordphantasien redete. Oft sehnte ich mich an diesem Abend in das weiträumige *American Café* am Amsterdamer Leidseplein zurück, in dem ich die Tage zuvor stundenlang allein unter Leuten saß. Von meinem Platz am Fenster schaute ich vorbeischlendernden Frauen nach und stellte mir vor, wie mit dieser oder jener, die da auftauchte und gleich wieder aus dem Gesichtsfeld verschwand, mein Leben hätte endlich gelingen können. Mit solchen Wachträumen konnten halbe Tage vergehen und ich vermißte nichts dabei, obwohl die herbeigerufenen Bilder nur von verpaßten Gelegenheiten handelten. Jene Schattenlichtspiele an den Fassaden, die den aufgewühlten Aprilhimmel spiegelten, das Auf und Ab am Kiosk und an der Straßenbahnstation, die Möwen, die gewölbte Brücke über die Gracht und die Vorstellung, mit einem Schiff noch am frühen Abend das Meer erreichen zu können, all das genügte, und ich war in diesen Stunden mitten unter

Leuten, ohne irgendwem eine Verbindlichkeit erweisen zu müssen.

Aber dann war ich diesem Menschen am Ausgang des Straßburger Bahnhofs begegnet, genauer gesagt, wir waren bereits auf dem Bahnsteig nebeneinander hergegangen, die Treppen hinab, die Treppen hinauf und durch die Eingangshalle immer noch nebeneinanderher, als gehörten wir zusammen, und als wir am Portal vor dem weiten, kahlen, von keinem Baum gesäumten Platz standen und wie auf eine choreografische Anweisung hin die Koffer im gleichen Augenblick abstellten und geradeaus starrten, als müßte jeder von uns einen Plan fassen, fragte er mich: »Suchen Sie auch ein Hotel?« Jetzt, vier Monate danach, werde ich damit leben müssen, daß diese Begegnung sich als weitreichender als alle bisherigen in meinem Leben erweisen sollte und dieser Mensch sich weniger als jeder andere aus meinem Gedächtnis je ausradieren lassen wird. Niemandem, so nahe er mir auch sein mag, werde ich diese Geschichte je mitteilen können, doch die Last dieses Geheimnisses gibt mir vielleicht zum ersten Mal im Leben das Gefühl, erwachsen zu sein. Lange glaubte ich, nur Geständnisse und Beichten könnten mich vor einem unerträglichen Alleinsein bewahren, aber bereits jetzt, auf dem Rückweg, beim Blick auf das eindunkelnde Rheintal hinab, läßt mich der Gedanke, daß diese Ereignisse bis an mein Ende nur mir allein gehören dürfen, beinahe jauchzen.

Damals, an jenem Abend, färbte der Himmel über Straßburg die pastellfarbenen Prachtfassaden samtig ein, und es sah aus, als leuchteten sie von innen heraus und strahlten die tagsüber gesammelte Wärme zurück. Bis kurz vor Ostern hatte der Winter sich immer wieder mit Schneestürmen zurückgemeldet, aber dann war über Nacht ein bereits sommerlich wirkender

Frühling eingekehrt, so daß die Leute, was tags zuvor noch undenkbar gewesen wäre, jetzt bereits in den Straßencafés saßen. Kurz vor der Ankunft hatte die Sonne den Himmel vom Horizont her lodernd erhellt und die Baumkronen und Dächer des auf der anderen Seite gewitterig bewölkten, in ein violette Dunkel getauchten Landes mit einem so feurigen Licht überstrahlt, wie man es nur aus Altorfers Alexanderschlacht kennt. Drüben, über dem Rhein, schien die Welt unterzugehen und im Westen kurz vor der Dämmerung noch ein Schöpfungstag anzubrechen.

Ich wolle hier nur zwei Tage bleiben, sozusagen auf dem Heimweg von Amsterdam nach Basel, um die Ankunft dort noch ein wenig hinauszuzögern. Das erklärte ich auf seine Frage, ob auch ich ein Hotel suche, und wunderte mich, warum ich das diesem Fremden überhaupt erzähle. Vielleicht lag es an seinem Lächeln, aus dem man einen Zug von Herablassung, aber auch eine Spur von Hilflosigkeit herauslesen konnte, und an seinem Blick, der etwas Taxierendes und Irritiertes zugleich ausdrückte. »Ich war noch nie hier«, sagte er mit einem verwunderten, wie über sich selbst staunenden Kopfschütteln, als wisse er in diesem Augenblick überhaupt nicht, was ihn an diesen Ort getrieben hat. Er müsse das Münster besichtigen, empfahl ich ihm und fand meinen Rat fast peinlich, aber vielleicht, so kommt es mir im nachhinein vor, wollte ich ihn mit dieser Bemerkung verabschieden. Doch dann überquerten wir im Gleichschritt den Paradeplatz, während unsere Koffer auf dem Kopfsteinpflaster klackten. Uns kam eine Handvoll Musikanten, denen die Hemden aus den Hosen hingen, mit zerdellten Blechinstrumenten entgegen, die plötzlich, mitten auf dem Platz, mit jäher Energie einen wilden, orientalisches angehauchten Marsch zu blasen angingen, der ständig aus den Fugen zu

geraten schien und aufjauchzend und traurig zugleich klang. Ich blieb stehen, um ihnen zuzuhören, aber mein Begleiter zerrte mich mit einem abschätzigen »Das sind Zigeuner aus Bulgarien« weiter. Anders als sonst, wenn mich eine Musik unwillkürlich zum Gleichschritt zwingt, schien diese mich aus dem Tritt zu bringen. »Es ist ein merkwürdiger Rhythmus«, rief ich meinem Begleiter zu, als wir an diesen ärmlich aussehenden Gestalten vorbeispazierten, aber als sei es der Rede nicht wert, schrie er mit einer wegwerfenden Handbewegung: »Fünfer- und Siebenermetren, das ist bei denen so üblich.« – »Sind Sie Musiker?« fragte ich, und er stöhnte: »Ja, aber vielleicht nicht mehr lange.« Es klang, als sage er es nur zu sich selbst, obwohl wir fast brüllen mußten, um die Musik zu überhören. »Warum nicht mehr lange?« wollte ich wissen, aber er schien die Frage überhören zu wollen. Als die Kapelle nach einem einzigen Stück ebenso abrupt, wie sie angefangen hatte, wieder zu spielen aufhörte, wirkte der Platz trotz der Passanten wie verödet. Stumm gingen wir weiter und bogen in eine von arabischen Imbißbuden gesäumte Straße ein, als steuerten wir auf ein gemeinsames Ziel zu. »Endlich kommt der Frühling«, unterbrach ich nach einer Weile unser Schweigen, nur um etwas zu sagen. Vielleicht lag es an seinem mächtigen schwarzen Hut und seinem strikt geradeaus gerichteten Blick, daß ich mir neben ihm klein und sogar ein wenig ergeben vorkam und das Gefühl hatte, ihm hinterherzuhinken, obwohl unsere Ärmel sich auf dem schmalen Gehsteig immer wieder berührten.

Am Kanal angelangt, entschied er: »Am besten, wir nehmen das nächstbeste Hotel.« Er zeigte auf ein Eckhaus, dessen Fenster seit langem nicht mehr geputzt worden waren, dessen Verputz abgeblättert war und in dessen Aufschrift »Hotel« die mittlere Letter fehlte. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, im

Gerberviertel oder in der Nähe des Münsters ein Zimmer zu suchen, aber diesen Vorschlag wischte er mit der Bemerkung weg: »Bett ist Bett, und zum Schlafen werden wir heute nacht eh nicht viel kommen.« Als die Frau an der Rezeption fragte, ob wir zusammengehören, und ich mich zu betonen beeilte: »Nein, zwei Einzelzimmer bitte«, empfand ich ihm gegenüber beinahe ein schlechtes Gewissen.

Mein schwefelgelbes, seit Jahren nicht mehr gestrichenes Eckzimmer stank nach abgestandenem Rauch, und das Fenster ging auf einen Hinterhofschacht hinaus, in dem Mülleimer standen. Wir hatten verabredet, daß wir uns in einer halben Stunde wieder treffen, aber als ich mich, kaum den Mantel abgelegt und den Waschbeutel ausgepackt, gerade hinlegen wollte, klopfte es bereits, und er rief: »Ich bin soweit!« Auf den knarrenden Dielen schlich ich mich zum Bad, ließ die Dusche laufen und betätigte die Klospülung, um ihn glauben zu machen, man könne ihn von hier drinnen nicht hören.

Ich hatte in Straßburg Halt gemacht, um den Abend im Wintergarten eines Restaurants zu verbringen, in dem ich mit Marie bei unserem allerersten und dann wieder allerletzten gemeinsamen Elsaß-Ausflug eingekehrt war. Bevor sie sich endgültig von mir getrennt hatte, machten wir häufig Ausflüge, um nicht zu zweit zu Hause sitzen zu müssen. Draußen, so hatten wir wohl beide das Gefühl, ohne daß wir je darüber geredet hätten, fühlten wir uns unbefangener und gleichzeitig mußten wir uns in der Öffentlichkeit zusammenreißen. Wenn wir uns an manchen Tagen zwischen Küche, Schlafzimmer und Bad, soweit es möglich war, aus dem Weg zu gehen versuchten, sollte wenigstens ein Essen außer Haus noch eine Ahnung von ungetrübter Gemeinsamkeit aufkommen lassen. Dabei wäre Marie, vor al-

lem wenn wir in feineren Lokalen einkehrten, in denen gedämpfte Töne die Atmosphäre prägen, manchmal am liebsten aufgesprungen und schreiend hinausgerannt. Um mir diese Ausbrüche und die Scham zu ersparen, vor allen Leuten wie ein halb bemitleideter, halb verabscheuter Aussätziger dazusitzen, nahm ich mich, wenn Maries Mund so eng wurde, daß die Lippen sich in nichts aufzulösen schienen, hündisch zurück, um mit keinem falschen Wort ihren Jähzorn zu reizen. Wenn, wie es nicht selten vorkam, die Kellner und die Gäste an den Nebentischen längst unsere Gereiztheit mitbekamen, übte ich mich verkrampft in einer ans Debile grenzenden Leichtigkeit und Freundlichkeit. Draußen, wenn wir es endlich hinter uns hatten – und ich mag mich am allerwenigsten an die mit verzerrtem Lächeln absolvierten Verabschiedungsfloskeln beim Zahlen erinnern –, draußen tobte ich dann umso maßloser, um nicht nur endlich den aufgestauten, vernichtungsgierig tobenden Zorn loszuwerden, sondern vor allem um Marie dafür zu bestrafen, mich wieder einmal in eine solche Lage gebracht zu haben. Trotzdem blieb uns gegen Ende, das heißt in den letzten anderthalb Jahren unseres verquälten Zusammenlebens, nichts anderes mehr übrig, als vor der häuslichen Enge so oft wie möglich in Restaurants zu flüchten, um Luft zum Atmen zu haben. Doch die Angst davor, alleine in eine stille Wohnung zurückzukehren, muß all diese Zeit über schlimmer als das Gefühl der Beengung gewesen sein.

Als mein unverhoffter Begleiter vorschlug, gleich unten an der Ecke in die Brasserie zu gehen, wehrte ich mich nicht, auch wenn man von weitem sehen konnte, daß für eine solche Küche kein Umweg über Straßburg nötig gewesen wäre und dort eher der Barbetrieb als die Speisekarte die Leute anzieht. Nun sagte

ich mir, es sei vielleicht sogar besser, wenn mich wenig an früher erinnert, und stimmte derart eilfertig zu, als spräche geradezu Begeisterung aus mir. »Warum soll man sich in einen Gourmetempel begeben, wenn gleich nebenan eine gemütliche Stube auf uns wartet«, behauptete ich, als überlegten wir bereits seit Stunden, ob wir einen kulinarischen Pilgerhof oder einfach die nächstbeste Kneipe wählen sollten. Wie um meinen Aberwillen gegen eine solche Lokalität, für die ich nie und nimmer in Straßburg Halt machen würde, mit grotesken Selbstüberredungskünsten zu bekämpfen, ließ ich dieser beflissenen Beteuerung noch ein paar weitere solcher Floskeln folgen und hörte mir dabei zu, als spräche eine fremde Stimme aus mir. Der andere ging mir schweigend einen Schritt voraus, hielt mir die Tür auf, verneigte sich halb theatralisch, halb spöttisch vor mir, schob mich an der Schulter mit einem sanften Druck neben sich her zum einzigen noch freien, in der Mitte stehenden Tisch und legte auf ihm, wie zum Zeichen, daß er ab sofort besetzt ist, seinen Hut ab. Das an den getäfelten Wänden ringsum mit Wimpeln und Pokalen dekorierte Lokal, das der Weiträumigkeit einer Brasserie nicht im geringsten entsprach, präsentierte sich als eine Mischung aus holzgemütlicher Stube und Sportvereinsheim. Auf den Fensterplätzen saßen nur ältere Leute, und am Tresen hing eine Schar von Soldaten herum, von denen ein paar bereits angetrunken waren. Der Kellner hängte den Hut an eine Stuhllehne, legte den Tisch mit einer rotweiß karierten Papierdecke aus und brachte mit den Speisekarten eine Flasche Riesling, die mein Begleiter noch im Stehen, gleich mit dem »Bonsoir Monsieur«, bestellt hatte.

Am Nebentisch saß ein junges arabisches Paar, das an diesen Ort schon deshalb nicht zu passen schien, weil das Gesicht der vermutlich erst Siebzehn- oder Achtzehnjährigen von einem

blütenweißen Tschador umhüllt war, der weniger wie eine Verhüllung als ein Raffinement wirkte, das ihre makellose, karmelfarbene Haut und das Glänzen ihrer schwarzen Augen wie in einem auratischen Oval engelgleich, rätselhaft und lasziv in einem erscheinen ließ. Ich fragte mich, warum sich diese beiden ausgerechnet in einer Tresenwirtschaft treffen, in der sie von Rentnern, Soldaten und traditionsseiligen Wahrzeichen, von Wappen, kinderstubenkitschigen Emaillefiguren und Wandtellern mit alemannischen Sinnsprüchen umgeben sind. »Denne vun Basel esch's egal wenn d' Strosburger in de Rhin brunze«, stand über der Tür, die zu den Toiletten hinausging, und über dem Ausschank prangte ein geschnitztes Holzbrett mit der Aufschrift: »Wo e Wille isch, isch e Waj.« Die beiden an unserem Nebentisch, das Mädchen und ihr älterer Freund, saßen bei zwei Cola-Gläsern, und ich rästelte, ob das Kopftuch noch eine religiöse Bedeutung hat oder aus einer Haute-Couture-Boutique stammt.

»Übrigens, ich heiße Friedrich Grävenich«, stellte sich mein Tischgenosse vor und erklärte, ohne in die Karte zu schauen, er nehme das gleiche wie ich, nur Fisch möge er nicht. Als ich anfing, ihm die Speisen vorzulesen, unterbrach er mich mit einem brüskten »Wählen Sie, was Sie wollen« und fing unvermittelt an, von weitreichenden Entscheidungen zu sprechen, die noch heute nacht zu treffen seien. Während ich die Speisekarte überflog, erfuhr ich, daß er an der Mannheimer Musikhochschule Klavier unterrichtet, daß er ein paar Monate in einem fast ausgestorbenen lothringischen Dorf gelebt hat und sich mit dem Gedanken trägt, die Musik vollkommen aufzugeben. »Bis morgen muß ich wissen, ob ich weiterhin an der Akademie bleiben oder alle Brücken hinter mir abbrechen will«, erklärte er, während ich zwischen Salat und Schnecken, Choucroute garnie

und Coq au vin abwägte und mich zwingen mußte, nicht ständig zu der Frau am Nebentisch, zu dieser Araberin oder Perseerin, hinüberzuschielen, die – anders konnte ich mir es kaum vorstellen – ihre Lust daran haben mußte, alle, die sich hier aufhielten, durch ihr bloßes Äußeres zu irritieren. Als einziger in diesem Lokal, so kam es mir vor, schien sie nur mein Tischgenosse nicht wahrzunehmen. Halb an sich selbst, halb an mich gewandt, redete er über das abgelegene, nahezu verlassene Dorf, aus dem er vor wenigen Stunden abgereist war und in dem er sich ein Vierteljahr lang aufgehalten hatte. Vielleicht, so sinnierte er vor sich hin, werde er mit der in Zürich lebenden Afrikanerin nach Kamerun auswandern oder aber in ein Kloster gehen, wie er es sich schon früher als Schüler beim Lesen eines Buches über den Berg Athos ausgemalt habe, doch das wisse er noch nicht, es stehe in den Sternen, beides sei möglich, obwohl er sich bald entscheiden müsse, im Grunde noch heute nacht, zumindest was die Musik, die Dozentur, die Rückkehr nach Mannheim und all das betreffe, was damit zusammenhänge. Meine Frage, ob er mit Hähnchen in Riesling einverstanden sei oder nur einen Flammkuchen bestellen möchte, winkte er mit einer unwirschen Handbewegung ab. An seine Internatsjahre habe er zwar ungute Erinnerungen, redete er unablässig weiter, während ich immer noch in der Karte blätterte, aber seit langem fürchte er, bloß eine fremdbestimmte Ordnung könne ihn noch retten, gleichgültig, auf welche Regeln sie baue und welches Credo er dabei nachbeten müsse. Als der Kellner die Bestellung aufnehmen wollte, sagte ich, wir seien noch nicht so weit, weil ich nicht über den Kopf meines Gegenübers hinweg bestimmen wollte, was er essen sollte. In dem lothringischen Dorf, aus dem er gerade komme und das durchaus einer Eremiten zu vergleichen sei, hörte er während-

dessen gar nicht zu reden auf, habe er jeden Tag vier, fünf Stunden lang die Sonaten von Scarlatti gespielt, um mit diesen Exerzitien sich selbst einen Halt zu geben und der uferlos gewordenen, von keiner äußeren Notwendigkeit strukturierten Zeit eine Verbindlichkeit aufzuzwingen.

»Gab es denn niemanden, mit dem Sie reden konnten?« fragte ich ihn, immer noch in die Speisekarte vertieft. – »Es gab nicht einmal ein Telefon, das heißt, ich hätte eines anschließen lassen können, aber ich wollte es nicht. Übrigens«, sagte er dann in beinahe feierlichem Ton und hob das Glas dabei, »ich heiße Friedrich, wir können uns doch duzen!« Beim Zuprosten schaute ich der Orientalin im weißen Hosenanzug nach, wie sie, mit einer roten Schärpe um die Hüften, auf dem Weg zur Toilette durch die Tischreihen tänzelte. »Eigentlich blickt man sich bei einem solchen Anlaß in die Augen«, wies er mich zu-recht, hob noch einmal das Glas und wiederholte sein nachdrückliches »Ich heiße Friedrich«, um die Prozedur diesmal angemessen zu begehen. Dann verschränkte er die Arme hinter der Stuhllehne, stülpte die Brust heraus und fragte mich merkwürdig gewunden, ob die Musik mir ein Anliegen sei. »In der Regel höre ich Musik nur nebenbei, und wenn sie vom Nachbarn kommt, stört sie mich meist«, sagte ich, »aber Scarlatti mag ich, auch wenn ich davon nicht allzuviel verstehe.« Er trank ein volles Glas in einem Zug leer, schaute eine Weile angespannt vor sich hin, reckte plötzlich den Arm, rief schnalzend den Kellner herbei, orderte eine neue Flasche, stützte sich mit verschränkten Armen auf den Tisch, blickte mir in die Augen und stöhnte mit leiser, rauchig klingender Stimme: »Die meisten wissen gar nicht, was Musik anrichten kann!«

»Hatten Sie auch keinen Fernseher?« hakte ich nach, um dem unversehens so bedeutsam gewordenen, an der Grenze zu

einem vielsagenden Schweigen angesiedelten Ton auszuweichen. Er nahm meine Hand, streichelte sie mit seinen haarigen Pranken, die zu einem Pianisten gar nicht zu passen schienen, beugte sich herüber zu mir und flüsterte begütigend: »Hähnchen in Riesling ist vollkommen in Ordnung.« Sein Bart verdeckte eine pockennarbige Haut, und er schaute an mir ständig so schwirrend vorbei, daß ich nicht wußte, ob er schielt oder meinem Blick ausweicht. Um meine Hand frei zu bekommen, griff ich nach der Karte und schlug vor, eine gemeinsame Vorspeise zu nehmen. Er nickte entrückt und fragte mich, den Kopf zur Seite geneigt, beinahe pastoral, aber auch wie von oben herab: »Haben Sie schon einmal die Stille gehört?«, unterbrach jedoch die andachtsvolle Atmosphäre, die zu entstehen drohte, selbst mit einem jovialen, sich in die Banalität der Umgebung zurückschleudernden: »Eigentlich waren wir doch schon beim Du!« Nochmals stießen wir aufeinander an, wie um von vorn zu beginnen, und hielten die nachklingenden Gläser, uns zulächelnd, so lange in die Höhe, bis nur noch das Stimmengewirr um uns herum zu hören war. Unsere beiden Tischnachbarn redeten abwechselnd arabisch und französisch, während die älteren Leute, die in meinem Rücken saßen, oft innerhalb eines einzigen Satzes zwischen einem fränkisch klingenden Französisch und dem Alemannischen hin und her sprangen. Es sei der reinste Kammerton gewesen, stellte mir mein Gegenüber sein Gehör unter Beweis, nachdem er das Glas abgestellt hatte, und flüsterte mir, wiederum über den Tisch gebeugt, zu: »Die Stille hört man nicht, weil sie umso weniger existiert, je länger man sie wahrnimmt.«

Die vollendete Stille würde unerträglich oder gleichbedeutend mit dem Tod sein, gab ich zurück, aber er hörte nicht zu, sondern nahm unvermittelt den Faden einer seiner Geschich-

ten wieder auf und erzählte, daß er einfach habe fliehen müssen, daß er Anfang des Jahres, von jetzt auf gleich sozusagen, mir nichts, dir nichts aufgebrochen sei, daß er alles habe stehen und liegen lassen und sich auf der Fahrt durch das verschneite, fast menschenleere Lothringen, nur mit dem Allernötigsten und Scarlattis Sonaten im Gepäck, befreit wie noch nie gefühlt habe. Das verrostete Ortsschild des Dorfes, in das er sich zurückgezogen habe, kündige jahrein, jahraus ein *Village fleuri* an, auch mitten im Winter, obwohl die Landflüchtigen diesen Flecken längst dem Verfall überlassen hätten. Aber gerade seine Leere habe diesem Weiler ein unverwechselbares Gepräge gegeben, und oft sei er sich, vor allem in nächtlichen Stunden, wenn die Kirchturmuhre nur noch wie für ihn geschlagen habe, wie der Hüter eines verschwundenen Lebens vorgekommen. Manchmal habe er von seinen Fenstern aus tagelang keine Menschenseele gesehen, außer einer alten Frau, die bei jedem Wetter, auch bei Regen und Wind, während des mittäglichen Angelusläutens am Zaun gestanden, mit den Händen Zeichen in die Luft gemalt und zum Himmel hinaufgewunken habe. Drei Monate lang sei das, Tag für Tag, so gegangen, und oft habe er stundenlang vom Sofa aus bloß dem Taubenpaar auf dem gegenüberliegenden Dach und dem Spiel der Wolken zugeschaut.

Von der Vorspeisenplatte, die ich uns bestellt hatte, dem Gemüseteller mit Preßkopf, rührte er nichts an. Während ich immer noch an meinem ersten Glas nippte, hatte er bereits die zweite Flasche halb leer getrunken, und nur wenn er, wie ich es sonst noch bei niemandem beobachten konnte, mit einem einzigen tiefen Zug von der Zigarette einen ganzen Fingerbreit wegrauchte, sein Brustkorb sich dabei wölbte und erst nach einem intensiven Innehalten der Qualm durch die Nasenlöcher

strömte, herrschte für eine Weile Stille an unserem Tisch. Ansonsten redete er ununterbrochen, als müßten sich seine durch das monatelange Schweigen aufgestauten Gedanken alle auf einmal Luft verschaffen. Nicht nur zwei- oder dreimal, sondern immer von neuem schilderte er seinen Aufbruch, oder genauer gesagt, seine winterliche Flucht, als könne er sich erst jetzt, angesichts eines Zuhörers, vergegenwärtigen, was damals überhaupt in ihm vorgegangen war. Kurz vor Weihnachten, wiederholte er mit stets ähnlichen Worten, habe er, ohne lange darüber nachzudenken, den Telefonhörer in die Hand genommen, wie in Trance die Nummer der Sekretärin gewählt und sich dann einfach bei ihr krank gemeldet, einen Hörsturz erfunden, ihr seine Verwirrung, seine Ängste, sein Ohrensausen geschildert und das entsetzte Bedauern dieser Frau, ihre mitfühlende Klage, ihre Ermahnungen zu unbedingter Ruhe, aber auch ihre kaum verhohlenen Hinweise auf seinen Lebenswandel entgegengenommen, worauf er ihr, wie außer sich vor Verzweiflung und am Rande eines Zusammenbruchs, das Knirschen und Klirren in seinen Ohrgefäßen geradezu lautmalend vorgeführt habe, um mit der abschließenden, mit einem Seufzer unterlegten Befürchtung, in den nächsten Wochen oder gar Monaten oder vielleicht nie mehr unterrichten zu können, den Hörer aufzulegen.

In Wirklichkeit, was niemand wissen könne, habe er in diesem Historischen Kaufhaus nie mehr auftreten wollen, in dem man bei jedem Konzert unter sich bleibe, unter Professoren und Studenten, deren Freunden, Bekannten und Verwandten, und sich dabei wie bei einem Wettbewerb während des Spielens verkrampfe und ständig überlege, was die Kollegen über einen denken könnten. Schuberts *Wandererfantasie* sei auf dem Programm gestanden, aber diesen jähen Gewalten, mit denen das